

z.B. in Form der lösungsorientierten Kurzzeittherapie aber auch die Tendenz beobachten, möglicherweise zu schnell kurzfristige „Lösungen“ für aktuelle Probleme finden zu wollen, die der Komplexität von Biografien nicht immer gerecht werden.

## 2.4 Traditionen aus der Biografieforschung

Während die in den letzten drei Kapiteln dargestellten Ansätze psychotherapeutische Wurzeln der Biografiearbeit repräsentieren, entwickelte sich die Biografieforschung in der Erziehungs- und Sozialwissenschaft. Die Schwerpunkte der Biografieforschung liegen zum einen in der Soziologie – hier wurden vor allem die verschiedenen Methoden der Biografieforschung entwickelt. Zum anderen wurde dieser Ansatz innerhalb der Erziehungswissenschaft stark aufgegriffen und weiter entwickelt, indem darauf hingewiesen wurde, dass mit Biografien Lernprozesse erfasst und initiiert werden können (vgl. Schulz 1996; Schulze 1993, 1999). Im Folgenden sollen die Aspekte der Biografieforschung ausgeführt werden, die direkten Einfluss auf die Methodenentwicklung der Biografiearbeit genommen haben.

### 2.4.1 Textsorten

Eine wesentliche theoretische Grundlage stellen die so genannten Textsorten dar. Wenn im Rahmen der Biografieforschung von „erzählen“ gesprochen wird, dann ist damit keinesfalls das gemeint, was wir umgangssprachlich mit „erzähl doch mal“ meinen, denn nicht alles, was „erzählt“ wird, ist tatsächlich eine Erzählung. Der Begriff der Erzählung steht vielmehr nur für eine ganz spezielle Textsorte. In der Biografieforschung werden im Wesentlichen drei Textsorten unterschieden: Erzählungen, Argumentationen und Beschreibungen.

#### Erzählungen

Erzählungen „referieren auf zurückliegende singuläre Ereignisabfolgen. [...] die in einer Beziehung zeitlicher oder kausaler Aufeinanderfolge zu einander stehen.“ (Rosenthal 1995: 240). Anders gesagt: Bei Erzählungen handelt es sich immer um ganz konkrete und einmalige Situationen und diese Situationen werden so erzählt, dass die Abfolge und der Zusammenhang der verschiedenen Ereignisse deutlich wird. In den Erzählungen gehen die Biografinnen in die Perspektive des „Damals“, d.h. die konkrete Situation wird einfach nur erzählt und es werden damit keine Deutungen verbunden. In gewissem Sinne überlassen die Erzählenden die Deutungen dieser Situation den Zuhörenden und geben keinerlei Regieanweisung dazu, wie diese Situation zu verstehen ist.

#### Argumentationen

Argumentationen sind demgegenüber „theoriehaltige Textelemente“ (Rosenthal 1995: 240). Dass heißt in Form einer Argumentation teilen uns die Erzählenden ihre eigene Deutung der Welt mit. Im Unterschied zur Erzählung wird hier die Deutung nicht den Zuhörenden überlassen, sondern Argumentationen sind eine Art von „Regieanweisung“ im Sinne von: „So und nicht anders ist mein Leben zu verstehen“ oder: „Ich bin so geworden, weil ...“ Während wir in einer Erzählung Hinweise auf das *damalige* Erleben bekommen, sind Argumentationen immer Selbstdeutungen aus der *Heute*-Perspektive.

Betrachten wir zunächst diese beiden Textsorten und die damit implizierten Unterschiede am konkreten Beispiel eines Interviews mit Frau K. Weil ihre Mutter nicht in der Lage war, für ihre Kinder zu sorgen, verlebte Frau K. zusammen mit ihrer Schwester, einen Teil ihrer Kindheit in einem katholischen Kinderheim. Im Interview berichtet sie über ihre Zeit im Kinderheim:

„[...] das Leben lief für mich relativ normal. Ich war dort [katholisches Kinderheim] gerne gewesen. Ich hab mich dort wohl gefühlt ((holt tief Atem)) wir waren eine Gruppe von vier Leuten und die Erzieherin, die für uns zuständig war, war schon so was wie eine Ersatzmutter für uns. Also ich kann nicht das bestätigen was immer in der Wissenschaft gesagt wird, dass Heim schädigend sein kann für die Persönlichkeit. Also ich muss eher das Gegenteil sagen ich hab mich dort wirklich sehr wohl und geborgen gefühlt ((holt tief Atem)) und mir hat das gereicht, hin und wieder am Wochenende zu Hause zu sein.“

Die Aussage dieser Passage ist relativ klar: Ich bin gerne im Heim gewesen und habe mich dort wohl und geborgen gefühlt. Textstrukturell handelt es sich hier um eine Argumentation. Dass heißt Frau K. erzählt uns nicht konkrete Situationen, die sie im Heim erlebt hat, sondern lediglich die Deutung sich dort wohl gefühlt zu haben. Diese Deutung resultiert aus ihrer Heute-Perspektive als erwachsene Frau in der Retrospektive auf die Zeit im Heim. Mit ihrem ganzen heutigen Wissen und ihrer Einschätzung über die damalige Situation kommt sie zu der Schlussfolgerung, dass die Entscheidung, sie damals in ein katholisches Heim zu geben, richtig war. In diesem Sinne „erreicht“ die Erzählerin, dass wir als Zuhörende ihren heutigen Selbstdeutungen über diese Zeit folgen. Diese Perspektive wird im gesamten Interview auf vielen Seiten wiederholt und verändert sich nur an einer einzigen Stelle. Betrachten wir diese Stelle:

„[...] dass wir da in dieses katholische Heim kamen ((raucht)) und da muss ich mal sagen das war wirklich unser Glück, dass wir da hinkamen. [← **Argumentation / Erzählung** →] Und daran kann ich mich auch noch erinnern, dass wir da hingenommen sind und da war ein Riesenschäferhund, ich totale Angst hatte (Pause) und als meine Mutter gegangen ist, dass wir da schrecklich geheult haben und dass wir uns so wie ausgesetzt vorkamen [...]“

Diese Passage wird zunächst auch wieder mit einer Argumentation eingeleitet mit der bekannten Aussage: Es war unser Glück, dass wir in dieses katholische Heim kamen. Mit der Einleitung „und daran kann ich mich auch noch erinnern“ wechselt jedoch die Textsorte. Es wird nun eine ganz konkrete, einmalige Situation erzählt, nämlich die Situation, als die Mutter die beiden Geschwister ins Kinderheim brachte. Dass heißt es handelt sich hier um eine kurze Erzählung: Die konkrete, einmalige Situation wird in der zeitlichen Abfolge erzählt, die einen inhaltlichen Zusammenhang ergeben: Die Mutter bringt die Kinder in das Heim. Dort ist ein Schäferhund vor dem das (kleine) Kind so viel Angst hat, dass dieser als ein „Riesen-Schäferhund“ erscheint. Die Mutter geht und lässt die Kinder allein zurück.

Hier zeigt sich eine deutlich andere Gefühlsqualität, als dies auf Ebene der Argumentation deutlich wurde. Die Aussage hier lautet: Ich hatte totale Angst, kam mir wie ausgesetzt vor und die Mutter hat mich verlassen. Auf der Ebene der Erzählung dieser konkreten Situation wird somit die Perspektive des kleinen Kindes sichtbar. Im Unterschied zur Erwachsenenperspektive („unser Glück“) zeigt diese Kinderperspektive die Angst und das Verlassensein, die das kleine Kind damals in dieser ersten Situation empfand.

An diesem Beispiel wird der entscheidende Unterschied zwischen Argumentationen und Erzählungen deutlich. Während Argumentationen immer Deutungen aus dem „Heute“ sind, bekommen wir auf der Ebene von Erzählungen eher Verweise auf das „Damals“. Sicherlich können wir das „Damals“ nie ganz erfassen – mit Hilfe von Erzählungen können wir uns diesem aber zumindest annähern. Wenn wir in der Biografiearbeit solche Differenzen hören, können wir auch sehr sensibel darauf eingehen. In diesem Fall wäre es durchaus möglich, die Frau vorsichtig auf dieses geäußerte Gefühl aus der Kindheit hinzuweisen, das ihr sehr wahrscheinlich gar nicht bewusst ist.

Nicht jede Erzählung, die textstrukturell einer Erzählung entspricht, erfüllt aber auch diese Funktion, nämlich weitestgehend authentische Erfahrungen aus dem „Damals“ mitzuteilen. Zu unterscheiden ist davon die so genannte „Belegerzählung“. Betrachten wir dies am konkreten Beispiel. So erzählt eine andere Interviewpartnerin, Frau Sch., über ihren Sohn:

„Er ist unberechenbar und er ist und bleibt ein Psychopath. Aber ich weiß eben, dass er unheimlich nett sein kann und charmant und jeder geht dem auf den Leim, wer den nicht kennt und auch von der andern Seite kennen gelernt hat. Dass Martin nichts geworden ist, daran bin ich schuld, ja, weil ich so blöd bin und den nicht richtig erzogen hab und so ne, ((schnieft)) (Pause) ((Interviewerin: hm)) naja (Pause) mal sehen (Pause) ja. Martin das sind so richtig, äh psycho-, Schulbuchbeispiele gewesen. Der wollte ja, der hat mich richtig auch mal also vergewaltigen wollen, seine eigene Mutter. Ja, er muss ja also auch eine sehr starke erotische Beziehung zu mir haben. Und ich glaube, die hat er eben immer schon und (Pause) wenn man sich, [←Argumentation/Erzählankündigung→] das ist wie in so einem Kinofilm: [Beginn Belegerzählung] Damals als er sechzehn war, war'n wir auch mit dieser

Jugendgruppe. hier im Odenwald, und haben gezeltet. Und wir saßen am Lagerfeuer, und ((leise, ruhig)) hinter mir in dem Feld, hat mein Sohn seinen ersten Liebesakt vollzogen. mit sechzehn das Mädel war siebenundzwanzig, also die wusste schon, wie sie's ihm beibringt, ((Interviewerin: Mhmh)) und ich, als Mutter, der wusste ja nicht dass ich vor dem Zelt sitze praktisch am Lagerfeuer in der Gruppe. muss zuhören wie mein Sohn sagt „Na eigentlich würde ich ja lieber meine Mutter bumsen als dich“. 'ne (Pause) [←Ende der Belegerzählung/Argumentation→] ((zögernd:)) na hat eben ne ne (Pause) so ne (Pause) na es ist alles eben nicht gesund für ihn nicht, ja. ich meine, dass das wohl so sein soll, dass viele Söhne eben ihre Mütter lieben und gerne mit ihren Müttern schlafen wollen das kennen wir ja alles was da abläuft und womit das zusammenhängt und ((atmet hörbar ein)) geschichtsträchtige · Stories die es da gibt ja · aber man glaubt sie nun mal nicht, ne.

Ab der Stelle, „das ist wie in so einem Kinofilm“ wird die folgende Erzählung angekündigt, die mit „damals als er sechzehn war“ beginnt. Textstrukturell gesehen handelt es sich hier um eine Erzählung. Wir bekommen eine einmalige Situation detailliert und sogar noch ausgeschmückt mit wörtlicher Rede in der zeitlichen Abfolge erzählt. Diese Erzählung endet mit „lieber meine Mutter bumsen als dich“. Textstrukturell ist dies ohne Zweifel als Erzählung zu deuten. Vergleichen wir diese Erzählung jedoch mit der Erzählung vom „Riesenschäferhund“, fällt ein deutlicher Unterschied auf. Frau K. erzählt die Geschichte vom Riesenschäferhund ohne irgendeine Deutung der Situation vorzugeben. Es fiel ihr noch nicht einmal auf, dass der Inhalt der Geschichte im Gegensatz zu allen anderen von ihr im übrigen Interview geäußerten Deutungen des Kinderheimes steht. Dies stellt sich bei Frau Sch. deutlich anders dar, denn hier wird die Deutung ganz klar vorgegeben: Mein Sohn Martin ist ein Psychopath und damit Du (Interviewerin) dem nicht auch „auf den Leim gehst“, erzähle ich Dir diese Geschichte. Textstrukturell zeigt sich dieses Präsentationsinteresse daran, dass diese Erzählung von Argumentationen gerahmt ist, die diese Deutung vorgeben. Die Belegerzählung wird somit dazu benutzt, eine Argumentation weiter plausibel zu machen und ist somit hinsichtlich der Erlebnisqualität als Argumentation zu werten, auch wenn diese textstrukturell eine Erzählung ist.

### Beschreibungen

Betrachten wir nun noch die dritte Textsorte, die Beschreibung. Im Unterschied zu Erzählungen, stellen *Beschreibungen* eher „statische Strukturen“ dar. Der „Vorgangskarakter der dargestellten Sachverhalte wird ‚eingefroren‘“ (Kallmeyer/Schütze 1977: 201). Es handelt sich dabei oft um die Darstellung wiederkehrender Routinen oder bildhafter Darstellungen. Beschreibungen finden wir häufig bei Ereignissen, die traumatisch erlebt wurden. Dies sind Ereignisse, die mitunter gar nicht auf eine konkrete Situation zurückgeführt werden können, sondern nur in Form von Bildern oder Handlungsroutinen dargestellt werden können. Eine solche Passage findet sich auch in dem Interview mit der oben schon vorgestellten Frau K., als sie über

die Zeit erzählt, als sie nicht mehr im katholischen Kinderheim, sondern wieder zu Hause lebte:

„also ich hab frühmorgens meine Schwester in den Kindergarten oder Krippe gebracht, bin dann in die Schule gegangen, bin nach Hause gekommen, die abgeholt, Kaffee gekocht [**←Beschreibung/Argumentation→**] und das Familienleben was eigentlich hätten meine Eltern ihnen bieten sollten, das haben im Grunde meine Schwester und ich abgedeckt. [**←Argumentation/ Beschreibung→**] Vom Wäsche waschen bis Wohnung saubermachen, bis Windeln wechseln, und all diese Geschichten.“

Bei der Passage „*und das Familienleben was eigentlich hätten meine Eltern ihnen bieten sollten, das haben im Grunde meine Schwester und ich abgedeckt*“, handelt es sich wieder um eine Argumentation. Es ist eine Deutung aus dem Heute über das Damals. Frau K. als erwachsene Frau kann heute beurteilen, dass diese Arbeiten, die sie als Jugendliche machen musste, eigentlich von ihren Eltern hätten geleistet werden müssen. Darüber, ob das damals von ihr auch so erfahren wurde, erfahren wir hier nichts.

Bei den Passagen davor und danach handelt es sich jedoch um eine andere Textsorte, nämlich um Beschreibungen. Was hier dargestellt wird sind wiederkehrende Routinen: Schwester in den Kindergarten bringen, Kaffee kochen, Wäsche waschen, Windeln wechseln. Diese Situation wird nicht erzählt, da es sich nicht um ein einmaliges Ereignis handelt, sondern Frau K. war mit diesen Tätigkeiten tagtäglich beschäftigt. Ähnlich wie bei einer Erzählung bekommen wir hier etwas über das damalige Erleben mitgeteilt, nämlich, dass es sich hier keineswegs um eine einmalige Situation gehandelt hat, sondern um ihren Alltag über einen längeren Zeitraum.

Beim ersten Lesen erscheint es wahrscheinlich relativ schwer, die verschiedenen Textsorten voneinander zu unterscheiden, noch dazu dann, wenn wir, wie in der Praxis der Biografiearbeit, nicht mit Transkripten arbeiten, die wir in Ruhe analysieren können, sondern dies in der mündlichen Kommunikation erkennen sollen. Wenn jedoch eine gewisse Erfahrung im Erkennen von Textsorten vorliegt, ist es relativ einfach zumindest Erzählungen von längeren Argumentationen zu unterscheiden.

Die Kenntnis der Textsorten kann beispielsweise ein wichtiges Analyseinstrument darstellen, um die eigenen Reaktionen besser zu verstehen und adäquat darauf reagieren zu können. So kommt es immer wieder einmal vor, dass die „Erzählungen“ unser Gegenüber uns auch langweilen oder auch Aggressionen in uns auslösen. Betrachtet man solche Situationen textstrukturell, so zeigt sich zumeist, dass es sich dabei um Argumentationen handelt. Nicht das Leben der anderen Menschen langweilt, sondern die Tatsache, dass sie nicht ihr Leben erzählen, sondern die Theorie über ihr Leben. Diese Theorie über sich selbst „langweilt“ oft nicht nur die Zuhörenden, sondern verbaut auch den Erzählenden selbst den Zugang zu den eigenen Gefühlen und Erlebnissen. An dieser Stelle kann es ausgesprochen

hilfreich sein, mit narrativen Nachfragen das Argumentationsschema zu durchbrechen und die Biografen dabei zu unterstützen, wirklich über sich selbst *erzählen* zu können, um somit einen besseren Zugang zu den eigenen Erlebnissen und Gefühlen zu bekommen. Für dieses narrative Fragen reicht jedoch die Alltagskommunikation nicht aus, sondern es ist die Kenntnis narrativer Fragetechnik erforderlich.

#### 2.4.2 Narratives Erzählen und Nachfragen

Narratives Erzählen und Fragen basiert auf der Technik des narrativen Interviews (Schütze 1983). Die Nachfragetechnik im Rahmen narrativer Interviews hat wiederum starke Anleihen bei Rogers nondirektiver Gesprächsführung genommen (vgl. Kapitel 2.2.2). Das narrative Interview basiert auf mehreren theoretischen Prämissen, die auch für die Biografiearbeit zentral sind:

- Das narrative Interview schließt an die Alltagskommunikation an. Es wird bewusst auf theoriehaltige Wortwahl und Deutung verzichtet, wodurch es leichter ist an die Lebenswelt der Interviewten anzuschließen. Erzählung wird leichter möglich, wenn die Interviewten sich in ihrer eigenen Sprache bewegen können und nicht auf eine theoretische oder psychotherapeutisch geprägte Sprache reagieren müssen.
- Der Ansatz des narrativen Interviews basiert darauf, die Relevanzen der Interviewten zu erfassen. Dies wird durch einen konsequenten Verzicht auf vorgefertigte Fragen oder Nachfragen ermöglicht. Jede Frage, die wir stellen resultiert letztlich aus dem Relevanzsystem der Interviewer und nicht dem der Interviewten. Indem lediglich narrativ nachgefragt wird, d.h. maximal nur das paraphrasiert wird, was die Interviewten von sich aus angesprochen haben, können diese ihre Lebensgeschichte ganz in ihrer eigenen biografischen Gesamtgestalt präsentieren.
- Das narrative Interview basiert auf der theoretischen Annahme, dass Menschen sehr viel mehr über ihr Leben erzählen können, als sie in Theorien über sich und ihr Leben aufgenommen haben. Wir können durchaus Ereignisse und Situationen aus unserem Leben erzählen, auch wenn wir diese nicht unbedingt bewusst deuten und einordnen können. Mit einem narrativen Interview erfahren wir somit sehr viel mehr über die Biografin, als wenn wir in Form von „Warum-Fragen“ direkt nach bestimmten Dingen fragen.
- Narratives Erzählen kann eine „heilende Wirkung“ (Rosenthal 1995) haben. „Das Erleben von Reorganisation der biografischen Sicht schenkt dem Erzähler ein Gefühl von Autonomie und birgt zudem die Möglichkeit einer unbeschwerten Sicht auf die Vergangenheit“ (Rosenthal 1995: 168). Die Wirksamkeit biografischen Erzählens liegt dabei weniger auf dem Bewusstmachen verdrängter Anteile, als darauf im Prozess des Er-

zählens eigene neue Sinnsetzungen und Zusammenhänge herstellen zu können.

Das narrative Interview ist eine Interviewform, die bewusst auf ein klassisches Frage-Antwort-Schema verzichtet, um zu ermöglichen möglichst frei die Geschichten des eigenen Lebens zu erzählen. Es beginnt mit einem Erzählstimulus. Dieser lautet in etwa:

„Ich möchte Sie bitten, dass Sie mir ihre Lebensgeschichte erzählen. Mich interessiert alles, was Ihnen einfällt, an Erlebnissen, Ereignissen oder Geschichten von Anfang an bis heute. Ich unterbreche Sie erst einmal nicht, sondern mache mir höchstens ein paar Notizen, was ich später noch nachfragen möchte.“

Nach diesem Erzählstimulus halten sich die Interviewenden mit weiteren Fragen oder Kommentaren vollständig zurück, signalisieren höchstens durch kurze „hm“ ihre Aufmerksamkeit. Erst nach Abschluss der Eingangserzählung sind vertiefende Nachfragen erlaubt.

Es gibt jedoch auch Situationen in denen diese kurzen „hms“ nicht ausreichen. Da solche Gesprächssituationen in der Biografiearbeit häufig vorkommen, da wir hier in der Regel nicht die Zeit haben uns vollständige Lebensgeschichten anzuhören, sollen im Folgenden einige Möglichkeiten narrativen Nachfragens dargestellt werden.

Mitunter stoppen Erzähler die Erzählung dann, wenn emotional bewegende Inhalte erwähnt wurden. Dann muss nach Möglichkeiten gesucht werden, wie einerseits auf diese emotionale Inhalte adäquat reagiert werden kann, andererseits der Erzählfluss nicht zu stark durch unsere eigenen Schwerpunkte beeinflusst wird. Ein Beispiel aus einem Interview mit Herrn M.:

„Ich war eigentlich meine ganze Kindheit über alleine. Meine Mutter war nie da. Aber diese Nachbarin, die hat sich als einzige um mich gekümmert. Einmal, als ich grade mal wieder zu Hause raus geflogen war, bin ich zu der gerannt und die hat mich einfach nur in den Arm genommen ((weint)) ((lange Pause))

Möglich ist es hier zu reagieren, indem entweder auf das damalige Gefühl Bezug genommen wird, z.B. mit: „Das hat Sie damals sehr traurig gemacht.“ Es kann jedoch auf das Gefühl in der Gegenwart eingegangen werden, z.B. indem gesagt wird: „Das macht Sie noch heute traurig, dass nur sie sich um Sie gekümmert hat.“

In der Regel sind die Befragten nach solchen kurzen Kommentaren problemlos in der Lage, ihre Lebensgeschichte weiter zu erzählen. Ein Einfaches „Hm“, hätte die Gefühlsqualität dieser Situation nur ungenügend zu erfassen vermocht, denn der Erzählende hätte leicht das Gefühl bekommen können, dass es „sich nicht gehört“ zu weinen. Wichtig ist es, das hinter den Worten liegende Gefühl zu verstehen und zu verbalisieren. Dafür ist es hilfreich möglichst nahe an den Äußerungen der Erzählenden zu bleiben. So

signalisiert das Aufgreifen des vom Erzählenden selbst gewählten Wortes „kümmern“, dass man zum einen sehr genau zugehört hat und zum anderen werden damit keine eigenen Deutungen der Interviewenden eingebracht, die nicht aus dem Relevanzsystem der Erzählenden kommen.

Oft lassen sich Deutungen nicht ganz vermeiden, denn auch in diesem Beispiel stellt die Wortwahl des „traurig“ eine Deutung dar. Diese ist allerdings noch relativ nahe am Erleben des Erzählenden und stellt keine abstrakte oder generalisierende Deutung dar. Massivere Deutungen, wie z. B.: „Dann waren sie also ein vernachlässigtes Kind“ oder „Sie waren sehr einsam in ihrer Kindheit“, hätten möglicherweise eher Ablehnung hervorgerufen, wie beispielsweise: „Ach na ja, so schlimm war’s nicht“ oder „Nein, nein ich hatte auch gute Freunde“ oder ähnliches. Auch die Aussage „Ja, das kann ich verstehen“, beinhaltet eine Verallgemeinerung gegen die sich die Interviewten möglicherweise (verbal oder nonverbal) abgegrenzt hätten, „Nein, das kannst Du nicht.“

Ziel narrativer Nachfragen ist es durch die Beförderung weiterer Erzählungen noch mehr Informationen zu bekommen und angesprochene Themen zu vertiefen. Auch für diese Nachfragen wird gezielt auf die Wortwahl der Erzählenden zurückgegriffen. So wären (nach Ende der Eingangserzählung) in dem oben zitierten Beispiel mit Herrn M. beispielsweise folgende Nachfragen möglich:

„Sie haben vorhin ihre Nachbarin erwähnt. Können Sie mir noch andere Erlebnisse mit dieser Nachbarin erzählen?“ oder: „... Können Sie mir erzählen, wie Sie diese Nachbarin kennen gelernt haben?“ oder: „Sie haben vorhin darüber gesprochen, dass Ihre Mutter nie da war. Können Sie mir eine Situation erzählen, wo Sie gemerkt haben, dass Ihre Mutter nicht da war?“

Hilfreich ist es hier, nach konkreten Situationen und Ereignissen zu fragen, da damit die Chance steigt, dass die Erzählenden wirklich *erzählen* und nicht argumentieren. Entsprechend gilt bei narrativem Nachfragen ein völliges Verbot von „Warum-, Weshalb-, Wieso-Fragen“, die immer zu Argumentationen führen würden. Stattdessen werden erzählgenerierende Formulierungen genutzt. Rosenthal (2002) unterscheidet für narratives Nachfragen vier Fragetypen:

- Ansteuern einer Lebensphase: Können Sie mir über die Zeit (Kindheit, etc.) noch etwas mehr erzählen?
- Eröffnung eines temporalen Rahmens bei scheinbar statischen Themen: Sie erwähnten Ihre glückliche Kindheit, können Sie noch etwas mehr darüber erzählen, ihre ersten Erinnerungen und wie es dann weiterging?
- Ansteuern einer benannten Situation: Sie erwähnten vorhin die Situation X, können Sie mir diese noch einmal genauer erzählen?
- Ansteuern einer Erzählung zu einem Argument: Du hast erzählt, wie schwierig die Situation mit Deinem Vater für dich ist (Argumentation). Erzähl mir doch mal eine Situation, in der Du den Vater als schwierig er-

lebt hast (erzählgenerierende Frage). Nicht: *Warum* hast Du Deinen Vater als schwierig erlebt? (Argumentation)

Neben der Fragetechnik erfordert die Fähigkeit zum narrativen Nachfragen vor allem auch ein sehr genaues Zuhören, welche Themen von den Erzählenden erwähnt werden. Bei schwierigeren Themen „testen“ die Erzählenden mitunter auch erst die Zuhörenden, ob diese wirklich bereit (und in der Lage) sind, auch solche Geschichten zu hören. Dafür ein Beispiel aus einem Interview mit Frau Y:

„[...] es gab immer wieder Stress zu Hause. Mein Stiefvater hat mich oft verprügelt. Einmal, da war ich nur fünf Minuten zu spät gekommen, ((holt tief Atem)) war bei der Disco, war zu spät. hat er mich an den Haaren gepackt und in den Keller runter gezerrt. ((holt tief Atem)) Na, kannst Dir ja denken, was dann losging ((Pause))“

An dieser Stelle möchte Frau Y. scheinbar die konkrete Situation im Keller nicht erzählen. Wenn die Interviewpartnerin hier nur mit „Hm“ antworten würde, würde dies signalisieren, dass das, was bisher erzählt wurde ausreichend ist und sie sich vorstellen kann, „was da losging“. Es ist *möglich*, dass dies dem Bedürfnis der Erzählenden entspricht. Weit häufiger stellen solche Sätze aber einen unbewussten „Test“ gegenüber den Zuhörenden in dem Sinne dar, dass die Biografinnen solche Situationen durchaus erzählen möchten, aber nicht sicher sind, ob die Zuhörenden diese auch hören möchten und können. Möglich ist es hier, im Sinne narrativen Nachfragens zu reagieren mit:

„Ich kann mir vorstellen, dass das schwer zu erzählen ist. Möchtest Du darüber erzählen?“ oder: „Wenn Du darüber erzählen möchtest – ich höre Dir zu.“

Im Sinne der heilenden Wirkung biografischen Erzählens kann es für die Biografinnen durchaus hilfreich sein, solche Situationen erzählen zu können und dabei auf einen empathischen Zuhörer zu treffen (vgl. Rosenthal 1995: 178). Bevor wir an solchen Stellen jedoch dazu auffordern weiter zu erzählen, müssen wir uns selbstkritisch prüfen, ob wir wirklich dazu in der Lage sind, diese Geschichten zu hören. Wenn wir uns als Interviewende nicht sicher fühlen, das Gefühl haben, dass die zu erwartende Erzählung uns überfordern könnte, ist es besser, ein solches Erzählangebot doch zu „überhören“ – auch wenn dies nicht dem Bedürfnis der Erzählenden entspricht. Dies ist aber weniger verletzend, als nicht ausreichend empathisch und zugewandt reagieren zu können. Die Erzählenden „testen“ die Interviewenden nicht ohne Grund, haben sie doch bei solchen Situationen in ihrem Leben oft die Erfahrung gemacht, dass die Umwelt diese Geschichten nicht hören möchte bzw. damit überfordert ist. Die Wiederholung der Erfahrung, dass gerade das „Dramatische“ des eigenen Lebens nicht als wichtig anerkannt scheint, wäre alles andere als eine heilsame Erfahrung. Wenn wir uns aber sicher genug fühlen, auch solche Situationen ohne Abwehr und mit respektvoller Offenheit hören zu können, kann allein die Möglichkeit solche Situationen erzählen zu können entlastend sein (vgl. auch Kapitel 4).

Wichtig ist es für ein biografisches Interview allerdings auch, nicht dauerhaft in diesem „Keller“ zu verweilen. Die Nachfragen und Kommentare sollen ermöglichen auch solche schwierigen Erinnerungen zuzulassen und mitzuteilen. Die Erzählenden sollten dann aber auch unterstützt werden, gemeinsam mit der Zuhölerin diesen „Keller“ wieder zu verlassen, um den weiteren Verlauf der Lebensgeschichte erzählen zu können. Dieser „Keller“ ist schließlich nur ein Teil einer langen und vielfältigen Lebensgeschichte.

Diese Technik des narrativen Nachfragens wurde inzwischen explizit auf den Beratungskontext, vor allem in der Soziale Arbeit übertragen und hat unter dem Begriff der „narrativ-reflexiven Beratung“ Verbreitung gefunden (vgl. Kapitel 3.5.2). Dafür wurde die Grundlogik des narrativen Interviews als Basis dafür genutzt, eine spezifische Fähigkeit des Fragens und Verstehens auszubilden. Die narrativ-reflexive Beratung verfolgt zwei Ziele:

- Ein *diagnostisches* Ziel, indem das Erzählen eigenerlebter Erfahrungen dazu genutzt wird, dass die Erzählenden in „der jeweils *eigenen* – und nicht durch die Macht der Expertensprache verzerrten bzw. unterdrückten“ (Schulze 2008: Abs. 28) Sprache – ihre Erfahrungen mitteilen können. Die narrativen Erzählungen geben Auskunft über die biografischen Selbstkonstruktionen und die Prozesse der lebensgeschichtlichen Aufschichtung von Erfahrungen.
- Dieser Beratungsansatz verfolgt zum anderen auch das Ziel des *Selbstverstehens* für die Klientinnen, d. h. er stellt auch eine „sanfte Intervention“ (Loch/Schulze 2002) dar, indem allein die Möglichkeit des freien Erzählens dazu führt, dass die Erzählenden selbst neue Zusammenhänge zwischen Teilen ihrer Biografie herstellen können bzw. durch eine gute Gesprächsführung ermächtigt werden, auch Erfahrungen mit anderen zu teilen, mit denen sie bisher möglicherweise allein waren.

### 2.4.3 Zugzwänge der Erzählung

Eine weitere theoretische Grundlage des narrativen Interviews, die für die Biografiearbeit von Relevanz ist, sind die so genannten „Zugzwänge der Erzählung“ (Kallmeyer/Schütze 1977). Dabei werden drei Zugzwänge unterschieden:

- *Der Kondensierungszwang* bedeutet, dass wir nie alles, was wir erlebt haben tatsächlich erzählen können. Wenn das möglich wäre, würde die Erzählung über das Leben genauso lange dauern wie das Leben selbst! Dass heißt wir müssen unbewusst aus all den Dingen, die wir erlebt haben und erinnern die auswählen, die momentan als relevant erscheinen. Welche Themen dabei ausgewählt werden resultiert aus den Relevanzen der Biografinnen und der konkreten Erzählsituation.
- *Detailierungszwang* bedeutet, dass eine Geschichte so erzählt werden muss, dass die Zuhörenden dieser auch folgen können. Was jeweils de-

tailliert werden muss, richtet sich sehr nach den Zuhörenden. Wenn die Zuhörenden den Krieg selbst erlebt haben, werden wahrscheinlich sehr viel weniger Details über den Krieg erwähnt, als wenn die Zuhörenden erst in der Nachkriegszeit geboren sind.

- *Der Gestaltschließungszwang* bedeutet, dass eine Erzählung, die einmal begonnen wurde auch in irgendeiner Form zu Ende gebracht werden muss. Wenn ich also zum Beispiel eine Erzählung mit der Erzählankündigung beginne: „Jetzt erzähle ich Dir mal, wie es eigentlich dazu kam, dass ich Lehrerin wurde“, muss am Ende der Erzählung dies auch eingelöst sein. Das heißt aber nicht, dass das in der Realität auch immer so sein muss. Vielmehr kann es auch vorkommen, dass eine Erzählung zwar angekündigt wird, die Erzählerin dann aber „den Faden verliert“ und über völlig andere Dinge spricht. Wenn die Zuhörenden jedoch die Erzählankündigung als solche registriert haben, kann in Form gezielter Nachfragen auch wieder leichter an diese angeknüpft werden.

Betrachten wir die Zugzwänge der Erzählung am Beispiel eines Interviews mit Frau M., einer 1930 geborenen Lehrerin. Frau M. beginnt im Interview zunächst darüber zu erzählen, wie es dazu kam, dass sie Lehrerin wurde (Erzählankündigung). Im weiteren Verlauf der Erzählung möchte sie erklären, warum sie sich für die Fächer Englisch und Russisch entschieden habe. So erzählt sie weiter:

„[...] meine Eltern wollten schon das Russische nicht. Nicht weil sie Nazis gewesen war'n, im Gegenteil wir hatten eher Probleme zu Hause mein armer Patenonkel, der hatte Plakate, kommunistische Plakate geklebt und hat zwei Jahre im Zuchthaus gesessen in Cottbus. Und dann durfte er für Führer Volk und Vaterland nachher in einer Sondereinheit in ((holt tief Luft)) in Russland sterben, ja. Dass war's nicht. Aber dieses Russische nun also dieser Einmarsch der natürlich grässlich gewesen war. Ich bin dann vergewaltigt worden und dies Ganze, diese Lebensgefahr die dann lange war. also Russisch bloß nicht, (Interviewerin: hmhm) und ich habe gerade gedacht ich muss das Russische verstehen, ich, wenn die dauernd da so rumbrüllen und äh: ich habe kein Wort verstanden und das hat mir nicht. Das war der Anlass weshalb ich Russisch gewählt hatte ich denke nee wenn, dann muss ich das ja verstehen. (Interviewerin: hmhm) So kam das.“

An dieser Stelle kommt die Biografin in Zugzwänge der Erzählung. Über dem Bedürfnis der Zuhörerinnen erzählen zu wollen, dass sie sich für die Sprachen Englisch und Russisch entschieden hatte – was für die weitere Biografie richtungsweisende Entscheidungen waren und von daher auch nicht einfach „weggelassen“ werden konnte (Detaillierungszwang), ergibt sich für sie die Notwendigkeit erklären zu müssen, warum sie sich für das Russischstudium entschieden hatte. Um dies wirklich schlüssig zu erklären, muss sie ihre eigentliche Motivation erzählen, nämlich, dass aufgrund einer Vergewaltigung, die sie als junges Mädchen bei Kriegsende erlebt hat, das Bedürfnis erwachsen ist, diese Sprache verstehen zu können – möglicher-

weise, um damit der eigenen Hilflosigkeit in dieser Situation begegnen zu können (Gestaltschließungszwang).

An diesem Beispiel wird deutlich, dass das Wirken der Zugzwänge der Erzählung leicht dazu führen kann, dass die Erzählenden mehr erzählen (müssen), als sie ursprünglich intendierten. In der Abfolge der erzählten Biografie im Interview hatte Frau M. das Thema Krieg und Jugend schon längst beendet, ohne das Thema Vergewaltigung erwähnt zu haben. Erst durch die Begründung der Berufswahl muss sie dieses Ereignis sozusagen „nachtragen“.

An dieser Stelle setzt auch eine häufige Kritik am narrativen Interview ein, dass nämlich durch das Wirken solcher Zugzwänge aus den Interviewten Informationen „hervorgeholt“ würden, die diese sonst nicht ohne weiteres erzählen würden. Diese Kritik ist sicherlich nicht ganz unberechtigt bzw. verweist zumindest darauf, dass solche Informationen sehr sensibel behandelt werden müssen – nämlich als Informationen, die möglicherweise nicht so ganz freiwillig gegeben wurden. Andererseits wirken die Zugzwänge der Erzählung nie so stark, dass die Interviewten nicht auch die Möglichkeit hätten, die Erzählung einfach abzubrechen und damit unvollendet zu lassen. Die Tatsache, dass diese nicht abgebrochen wird, sondern die Erzählenden sich auf diese Zugzwänge einlassen, kann mitunter auch bedeuten, dass auch solche Themen potenziell besprochen werden möchten und von daher auch Erzählangebote darstellen. Oft sind es eher die Interviewenden, die Angst vor weiteren Nachfragen haben – nicht die Erzählenden. Frau M. war auf meine Nachfrage hin ohne weiteres bereit, auch mehr über die erlebte Vergewaltigung zu erzählen.

Wissen um die Zugzwänge der Erzählung ist in der Biografiearbeit vor allem deshalb von Bedeutung, da uns diese eine sensible Wahrnehmung dafür ermöglicht, wie und warum bestimmte biografische Informationen gegeben werden. Wenn wir merken, dass diese in Folge eines Zugzwanges gegeben wurden, werden wir sehr viel vorsichtiger mit vertiefenden Fragen sein, als wenn dies ganz direkt angesprochen wird.

#### 2.4.4 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die Biografieforschung stellt ein wichtiges methodisches Instrumentarium zur Verfügung, das auch für die Praxis der Biografiearbeit genutzt werden kann. In der Praxis der Biografieforschung kann jedoch in der Regel kein klassisches narratives Interview durchgeführt werden, das zumeist mehrere Stunden dauert. Genauso kann ein Interview nicht erst in Ruhe transkribiert und ausgewertet werden. Vielmehr steht Biografiearbeit vor der Notwendigkeit „sofortigen Interagierens, Reagierens, Spiegeln, Brechens, Vermitteln zwischen unterschiedlichen Perspektiven.“ (Behrens-Cobert/Reichling 1997: 23 f.). Eine Distanz zum Text, ein wiederholtes Lesen oder ruhiges

Analysieren von einzelnen Sequenzen ist in der Biografiearbeit nicht möglich. Von daher sind die dort beschriebenen Verfahren nur punktuell auf die Praxis der Biografiearbeit zu übertragen. Diese punktuelle Übertragung hat sich jedoch als ausgesprochen anregend erwiesen:

1. Auch wenn in der Biografiearbeit in der Regel nicht die Zeit dafür vorhanden ist, dass Einzelne über mehrere Stunden ihre gesamte Lebensgeschichte erzählen können, kann ein narrativer Erzählstimulus durchaus auch in Biografiearbeit einleiten. Ein solcher Ansatz ermöglicht es Teilnehmenden, ihr Leben entlang der eigenen Relevanzen (und nicht entlang der Relevanzen der Anleitenden von Biografiearbeit) zu entwickeln. Auch kann ein Erzählstimulus nur für Teilthemen des Lebens genutzt werden. Es kommt hier weniger auf die Zeit an, die wir zur Verfügung haben, als vielmehr auf die Art und Weise wie Erinnerungsprozesse angeregt werden.
2. Die Unterscheidung verschiedener Textsorten, vor allem Argumentation und Erzählung, bietet eine analytische Möglichkeit zwischen aktuellen Selbsttheorien und „damaligen“ Erlebnisqualitäten zu unterscheiden. Durch das Aufgreifen von Erlebnisinhalten, wie sie sich in Erzählungen zeigen, können die Biografen dabei unterstützt werden, diese (wieder) wahrzunehmen. Die Kenntnis der Textsorten mit ihren jeweiligen biografischen Funktionen ermöglicht ein sehr viel sensibleres Zuhören, Verstehen und Nachfragen, als wenn dies einfach nur auf dem Hintergrund eines alltagsweltlichen Verstehens von „Erzählung“ passiert. Genau hinzuhören, nicht nur *was* gesagt wird, sondern auch in welcher Textsorte etwas gesagt wird, bietet ein unverzichtbares Handwerkszeug für das Verstehen biografischer Themen.
3. Die Zugzwänge der Erzählung sollten zumindest bekannt sein, damit diese erkannt werden können und entsprechend vorsichtig damit umgegangen werden kann. Wurden Erzähler durch Zugzwänge der Erzählung dazu gebracht, mehr über sich selbst mitzuteilen, als sie ursprünglich intendierten, muss in der Biografiearbeit sorgfältig abgewogen werden, ob diese als Erzählangebote verstanden und weiter vertieft werden oder aber, ob diese nicht aufgegriffen werden.
4. Es ist schwierig solche Phänomene unter dem akuten Handlungs- und Entscheidungsdruck, unter dem Biografiearbeit steht, zu treffen. Von daher ist hier eine Ausbildung erforderlich, die es ermöglicht, diese auch innerhalb kurzer Zeit wahrnehmen und adäquat darauf reagieren zu können. Wenn eine gewisse Erfahrung im Erkennen dieser Phänomene besteht, können aber zumindest größere Passagen mit eindeutigen Textsorten, genauso wie Zugzwänge der Erzählung relativ einfach auch in einem Alltagsgespräch erkannt werden.

## 2.5 Traditionen aus der Oral History

Eine weitere Traditionslinie der Biografiearbeit, die vor allem auf die Erwachsenenbildung und Gemeinwesenarbeit einen großen Einfluss hatte, kommt aus der Geschichtswissenschaft. Es handelt sich hier um die Oral History – die mündliche Geschichte. Die Oral History wurde zuerst in den USA entwickelt, zum einen zur Erforschung nichtschriftlicher Kulturen (z.B. Indianer, schwarze Sklaven) zum anderen zur Befragung politischer Funktionsträger. In der Bundesrepublik hat sich die Oral History seit den 1970er Jahren als kritischer Ansatz innerhalb der Geschichtswissenschaft entwickelt. Die Kritik richtete sich darauf, dass die Geschichtswissenschaft sich durch ihre starke Fixierung auf schriftliche Quellen auf die Personen begrenzt, deren Leben auch einen Niederschlag in einer solchen Quellenform gefunden hat und deren Quellen auch in Archiven bewahrt wurde. Die Geschichte der „kleinen Leute“, die sich zumeist nicht in schriftlichen Quellen niederschlägt bzw. in diesen nur sehr indirekt – nämlich aus der Perspektive der Obrigkeit – erhalten ist, wurde demgegenüber über viele Jahrhunderte vernachlässigt. Ergebnis dieser Situation war, dass Geschichtswissenschaft vor allem die Geschichte staatlicher Institutionen und führender Akteure widerspiegelte und diese auch nur aus deren Perspektive. Die Geschichte der „kleinen Leute“, der Alltag oder die Deutungen von „unten“ auf die „oben“ gehörten demgegenüber zu den „weißen Flecken“ der Geschichtswissenschaft (vgl. Wierling 1995, 2003).

Die Kritik der Oral History an der Geschichtsschreibung wird beispielhaft deutlich in dem bekannten Gedicht von Bertolt Brecht „Fragen eines lesenden Arbeiters“:

Wer baute das siebentorige Theben?  
In den Büchern stehen die Namen von Königen.  
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?  
Und das mehrmals zerstörte Babylon,  
Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern  
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?  
Wohin gingen an dem Abend, wo die chinesische Mauer fertig war,  
Die Maurer? Das große Rom  
Ist voll von Triumphbögen. Über wen  
Triumphierten die Cäsaren? Hatte das vielbesungene Byzanz  
Nur Paläste für seine Bewohner? Selbst in dem sagenhaften Atlantis  
Brüllten doch in der Nacht, wo das Meer es verschlang,  
Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.  
Der junge Alexander eroberte Indien.  
Er allein?  
Cäsar schlug die Gallier.  
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?  
Philipp von Spanien weinte, als seine Flotte  
Untergegangen war. Weinte sonst niemand?